

Ravena Wolf

Die weiße Rabin

Eine schamanische Reise
zur Quelle meiner Kraft




arkana

Ravena Wölf

Die weiße Rabin

Eine schamanische Reise
zur Quelle meiner Kraft



arkana

Ravena Wolf
Die weiße Rabin

Eine schamanische Reise
zur Quelle meiner Kraft



Originalausgabe
Deutsche Erstausgabe
© 2014 Arkana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Lektorat: Diane Zilliges
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: FinePic®, München
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
978-3-641-13032-9

www.arkana-verlag.de

Inhalt

Prolog

TEIL 1

MAGIE DES ANFANGS

Eine leere Wohnung und ein leeres Buch

Auf nach Finnland

So ein unwirkliches Licht

Ein anonymer Auftrag

Wieder zu Hause

Unter Einhörnern

Julian of Norwich

In fünfzehn Minuten um die Welt

Bei den Ahnen

Die Sicherung

Lehrmeister Ego

Ein Teil vom Ganzen

Über das Fliegen

In die Wüste

Eine steinzeitliche Erfahrung

Ana

Sandkörner

Wo ist mein Platz?

Sterben lernen

Wasser!

TEIL 2

MAGIE DES ALLTAGS

Welle und Teilchen

Die Kunst des langsamen Gehens
Ana kommt
Ich will Geduld, und zwar sofort!
Robert und die Steine
Raus aus der Höhle
Der Lottogewinn
Es gibt immer einen Grund zum Feiern
Der gebrochene Flügel
Schwarze Katzen
Dienen und Danken
Wintereinbruch
Raunacht

TEIL 3

MAGIE DES ABGRUNDS

Brücken bauen
Ich will leben!
Und immer noch Zweifel ...
In schwindelnden Höhen
Die Insel der Liebenden
Das Ritual von San Pedro
Auf dem Inkapfad
Ein heillos und ein heiliger Ort
Zwischen Schnellstraße und Sumpf
Im Schoß der Erde
»Durch dich wird die Welt im Kosmos gehalten«
Die Bogenschützin
Eine harte Landung
Das Lächeln des Träumers

Epilog

Von ganzem Herzen danke ich allen, die an diesem Buch mitgewirkt, mich inspiriert, ermutigt und bereichert haben. Um die Privatsphäre von Verwandten und Freunden zu schützen, habe ich alle Namen im Buch geändert. Auch die chronologische Reihenfolge der Erfahrungen ist im Hinblick auf thematische Überschneidungen leicht verändert worden.

Prolog

Wer weiß?

Nur eine einzige anders gewählte Abzweigung, und mein Leben wäre wohl ganz anders verlaufen. Wenn ich mir vorstelle, wie alles anfing, kommt mir dieses Abenteuer, das mein Leben geworden ist, immer noch fantastisch vor.

Jedes Mal, wenn ich an der hohen Mauer der Nervenheilstation vorbeifahre, überkommt mich ein Schaudern. Auch diese Abzweigung hätte meine werden können. Dann wäre diese weiße Schranke die Grenze meiner Welt geworden. Stattdessen überschritt ich die Grenze zu einer ganz anderen Welt, einer Welt voller Lachen und Staunen.

TEIL 1

MAGIE DES ANFANGS

Eine leere Wohnung und ein leeres Buch

Weihnachtsmarkt. Was für ein Wahnsinn! Warum gehe ich hier überhaupt noch hin? Weil ich mir so gern an einem Becher Glühwein die Finger wärme, um mir im nächsten Moment die Zunge zu verbrennen? Um in strahlende Kinderaugen zu blicken, die es kaum erwarten können, an Heiligabend in Fluten von Spielzeug zu ertrinken? Spielzeug, das am nächsten Tag schon wieder unbeachtet in der Ecke liegt? Um mich von überlasteten Arbeitsmüttern anrumpeln zu lassen, für die all dies heiliger Ernst ist oder einfach noch ein Geschäft, das erledigt werden muss? Oder um die alleinerziehenden Mütter zu bedauern, die keine Chance haben, mit ihren schmalen Einkommen den geschickt manipulierten Wünschen ihrer Sprösslinge gerecht zu werden?

Mir kommt es vor, als ob ein halbes Jahr lang Weihnachten herrscht. Jedes Mal fährt mir der Schreck in die Glieder, wenn ich im Oktober die ersten Weihnachtsmänner die tristen Kaufhausfassaden hochklettern sehe - mit ihren fetten Wohlstandswänsten, die eigentlich derart sportliche Leistungen unmöglich machen sollten. Und die trotzig funkelnden Lichterketten und blinkenden Weihnachtssterne, die im Februar noch immer die Balkone zieren - die würde ich am liebsten konfiszieren, wenn ich nur so gut Fassaden klettern könnte wie die Weihnachtsmänner.

Vielleicht flüchte ich auch nur wieder einmal vor meiner leeren Wohnung, die mir angesichts dieses bunten Budenzaubers noch kahler vorkommt, als sie nach Richards Auszug ohnehin schon ist. Während ich darauf warte, dass mein Glühwein abkühlt, sehe ich einem turtelnden Paar dabei zu, wie es sich gegenseitig mit einer fettigen Bratwurst füttert. Angewidert von dem Idyll, lasse ich meinen viel zu süßen Glühwein stehen und suche mein Heil in der Flucht. Dabei brande ich gegen einen Stand mit wunderschönen Büchern. Als ich die Kostbarkeiten in die Hand nehme, blättere ich durch lauter leere Seiten. Genau wie dieses ganze glitzernde, sinnentleerte Weihnachtsgetöse, denke ich. Schöner Schein und nichts dahinter. Ich wende mich schon wieder zum Gehen, da bemerke ich, wie mich der Verkäufer amüsiert beobachtet; ein mürrischer alter Brummbär, der so tut, als wolle er nichts verkaufen. Vielleicht nervt ihn der ganze Trubel genauso wie mich. Nur hat er, im Gegensatz zu mir, wenigstens einen Grund, hier zu sein.

Ein Tagebuch ist im Grunde nur eine Ansammlung leerer weißer Seiten. Einschüchternd viele leere weiße Seiten in einem kunstvollen Einband. Es wirkt, als dürfe man nicht irgendetwas hineinkritzeln, sondern nur Wohldurchdachtes und Strukturiertes. Kein Ort für Fragmente, Träume, lose Gedanken und Erinnerungen. Und erst recht kein Ort für all das Selbstmitleid, mit dem ich, seit Richard fort ist, meine Freundinnen bis zur Erschöpfung traktiere. Andererseits: Papier ist geduldig, heißt es – ganz im Gegensatz zu mir. Geduld gehört nicht zu meinen Tugenden. Mit dem Hintergedanken, dass etwas Selbstreflexion meine Trauerarbeit beschleunigen könnte,

kaufe ich eines dieser schönen hungrigen Buch-Monster. Am besten stürze ich mich gleich hinein, bevor meine Ehrfurcht davor noch größer wird.

Weihnachten. Als Kinder fieberten wir diesem Tag ungeduldig entgegen. Und doch habe ich vor allem schmerzliche Erinnerungen an dieses seltsam dunkle Lichterfest. Einmal, ich war noch nicht ganz fünf, schenkte mir meine Babysitterin ein Plüschtier. Es war in buntes Papier gewickelt und fühlte sich schon durch das Papier hindurch schön weich an. Was ich dann aber zutage förderte, war ein gepunktetes Etwas, das aussah, als hätte es die Windpocken. Es war ein rosa Häschen mit langen, rot gepunkteten Ohren und dunklen Knopfaugen. Ich sah in diese leeren Augen und schleuderte das Ding so schnell in die Ecke, dass es mich selbst überrumpelte. Eine Schrecksekunde lang starrten mich alle an, vor allem das Häschen. Es lag auf dem Bauch und warf mir seitlich aus einem seiner Knopfaugen einen vorwurfsvollen Blick zu. Plötzlich begann ich zu brüllen wie am Spieß. Keiner wusste, warum. Und es war ja auch kompliziert, so wie Gefühle eben sind, ganz besonders zu Weihnachten: Zunächst weinte ich, weil ich so grausam zu dem Plüschtierchen gewesen war. Es konnte ja nichts dafür, dass es so hässlich war. Und ich weinte, weil ich merkte, wie weh ich meiner Babysitterin getan hatte. Und ich weinte, weil ich so gern alles rückgängig gemacht hätte. Aber mein hastiges Streicheln des Häschens und der Versuch eines Lächelns halfen nichts. Mir würde nicht verziehen werden. Nie mehr.

Ein paar Jahre später schenkte ich meiner Großmutter zu Weihnachten selbstgebastelte »Schlüssel-Hütchen« aus

buntem Glanzpapier als Dekoration für ihre Zimmerschlüssel. Jedes Hütchen sah anders aus, hatte seine eigene Persönlichkeit. Ihr Kommentar war: »Staubfänger«; ich fand sie wenig später im Müll. Was soll man auch mit »Schlüssel-Hütchen« anfangen, wenn man praktisch veranlagt ist. Als ich älter wurde, konnte ich sie verstehen. Überraschungen sind riskant. Alles wird in groß angelegten Geheimhaltungsaktionen auf Heiligabend hin dramatisiert, und jeder, ob er nun schenkt oder beschenkt wird, denkt nur: Hoffentlich geht das gut. Im besten Fall bekommt man Weihnachten genau das, was man sich gewünscht hat. »Das ist dann doch gar keine Überraschung mehr«, maulen die, die es beschaffen müssen, aber wenigstens kann auch nichts schiefgehen. Wenn das Wünschen allerdings zu ungenau ist, riskiert man Enttäuschung auf beiden Seiten. Der Fotoapparat mit x-fachem Zoom und tausenderlei sinnlosen Extras ist eben nicht der mit der guten Optik und wenig Firlefanz. Aber wie soll man das dem liebevollen Schenker erklären? Es ist wohl so, als tausche man mit dem Gerät auch einen Teil des anderen um. Es könnte einem das Herz brechen, wenn das umgetauschte Objekt später skeptisch begutachtet wird: »Und das ist jetzt also besser?« Weihnachten war das Erste, was ich abschaffte, als ich meinen eigenen Haushalt hatte.

Hier in meiner Wohnung ist mein weihnachtlicher Groll wieder in Melancholie umgeschlagen. Wenn ich doch nur eine neue Wohnung fände! Ich ertrage diese leeren Räume nicht mehr, hier fühle ich mich kalt und unbehaust, seit Richard auszog und seine Möbel (und mein Herz) mitnahm. Wir hatten schon damals die Wohnung voller Vorfreude auf

Kinder gleich zwei Nummern zu groß gemietet. Nun sitze ich hier allein, meine wenigen Möbel reichen nicht einmal für das Wohnzimmer, und die hohe Miete bringt mich jeden Monat tiefer ins Minus.

Jede Woche studiere ich unzählige Anzeigen in Zeitungen und im Internet und habe selbst auch schon einige aufgegeben. Dabei bin ich nicht einmal besonders wählerisch. Ein Zimmer genügt mir völlig. Es muss hell sein und ruhig und so nah, dass ich mit dem Fahrrad zur Arbeit fahren kann. Außerdem muss genug Platz vor dem Fenster sein, damit ich meine Yogaübungen machen kann. Im Grunde müsste die Wohnung nicht einmal eine Küche haben. Ich koche ja sowieso nicht. Zu viele köchelnde Töpfe versetzen mich in Panik, und außerdem steht der Aufwand des Kochens aus meiner Sicht in keinem effizienten Verhältnis zum Ergebnis. In meiner Verzweiflung habe ich mein Gesuch sogar schon an den Bäumen und Laternenpfählen in meinem Vorstadtquartier ausgehängt. Die einzige Reaktion darauf war eine anonyme Drohung: Falls ich nicht schnellstens meine Zettel von den Bäumen nähme, bekäme ich eine Anzeige, sie verschandelten das ganze Viertel. Dabei ist es nicht einmal ein gutes Viertel!

Was für ein wohliges Gefühl ist doch eine Beziehung, die funktioniert wie ein gut geöltes Uhrwerk. Ich dachte immer, es sei gut, wenn ein Paar aus den anfänglichen Turbulenzen des Verliebtseins in ruhigere Gewässer navigiert. Das bedeutet mehr Sicherheit und Verlässlichkeit. Ich dachte, ich hätte in Richard den Mann gefunden, mit dem ich vollkommen im Gleichklang schwingen würde. Zum ersten Mal seit meiner ersten großen Verliebtheit als Teenager wagte ich, von Liebe zu sprechen. Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich mich entgegen

meinem ausgeprägten Freiheitsdrang verlobt. Der Vorschlag war von mir gekommen. Er meinte nur: »Warum nicht?«, und wir kauften die Ringe. Ich gab meine wunderschöne Single-Wohnung auf und bezog mit ihm unser gemeinsames Nest. Hier ging es genauso perfekt weiter in unserem reibungslosen Alltag. Ich wäre nie auf die Idee gekommen, dass uns je etwas fehlen könnte.

Ironischerweise zog Richard an dem Tag aus, an dem wir heiraten wollten. Sicher, er hatte den Hochzeitstermin aus den verschiedensten, äußerst plausiblen Gründen immer wieder verschoben. Das hätte mich schon stutzig machen können. Aber schließlich waren wir ja verlobt und hatten unsere gemeinsame Wohnung gerade erst eingerichtet. Nun eröffnete er mir, dass er eine andere habe. Wie banal das Leben sein kann – und wie traurig. Erst war ich ungläubig, dann schockiert, dann wütete ich und warf ihm alles Mögliche vor; zuletzt nur noch schlechtes Timing. Er blieb ruhig, gab alles zu und zuckte mit ehrlichem Bedauern die Achseln. Ich kann ihn nicht einmal richtig hassen für das, was er mir angetan hat. Ich weiß doch aus eigener Erfahrung, wie sich das anfühlt, wenn erst die Liebe geht und dann – wenn man einfach keine andere Wahl mehr hat, will man sich nicht selbst belügen. Nur aus der Perspektive der Verlassenen kannte ich dieses Gefühl bisher noch nicht. Ich bin fassungslos. Ich fühle mich mit meinen siebenunddreißig Jahren alt, hässlich und weggeworfen. Und ich schäme mich – für meine Liebe und wohl auch für das, was ich früher anderen angetan habe.

Nun gehe ich abends, wenn ich von der Arbeit nach Hause komme, rastlos wie ein gefangenes Tier durch unsere nicht mehr gemeinsame Wohnung. Meine Schritte hallen durch die entmöbelten Räume, die zur Ruine meiner Träume

geworden sind. Mein Bett fühlt sich auch dann noch kalt an, wenn ich stundenlang die Heizdecke eingeschaltet habe. Mein Kühlschrank ist immer voller Sachen, auf die ich so lange keinen Appetit habe, bis sie vergammeln. Der Enthusiasmus meiner Freundinnen, mich aufzuheitern, lässt auch allmählich nach. »Du musst wieder unter Menschen!«, sagen sie. Aber das mache ich ja - gerade heute wieder, auf dem Weihnachtsmarkt! Doch selbst wenn ich mich aufraffe und Tango tanzen gehe (es ist die einzige Musik, die melancholisch genug ist, dass ich sie ertrage), bin ich wie in einer Blase gefangen, durch die keine Fröhlichkeit von außen dringt. Als ob ich darin eine schwerere Luft atmen würde als die anderen draußen.

Vor ein paar Tagen ließ ich nach dem Tanzen versehentlich meine Hand in der Tür des Taxis, als der Fahrer sie zuwarf. Zwei Finger waren gebrochen. Es tat bestialisch weh. Die Tränen brachen wie ein Wasserfall aus mir heraus. Seitdem kann ich gar nicht wieder aufhören zu weinen. Es ist mir auch gleich, was die Kollegen denken, wenn ich mitten in einer Besprechung zu weinen anfangen. Ich merke es ohnehin nur noch an der Reaktion der anderen und an dem kalten, nassen Stoff an meinem Hals. Es ist wie eine Befreiung. Hätte mir damals jemand gesagt, welches Ausmaß die Befreiung noch annehmen sollte, die mit diesem Dammbbruch begann, ich hätte es nicht geglaubt.

Jetzt ist die Hand schon wieder einigermaßen verheilt. Meine Kollegen haben wahrscheinlich recht: Ich sollte Urlaub machen. Nur wo? Bloß keine Pauschalreise mit lauter glücklichen Paaren an Zweiertischen und Familien am Pool. Aber zwangsanimiert in einem Single-Club, in dem verzweifelte Torschlusspanik grassiert wie ein Virus, das ist

auch keine Alternative. Nein, wenn schon, dann will ich in Ruhe meine Wunden lecken, ohne andere mit meinem Neid und meinem Selbstmitleid zu belästigen. Finnland wäre eine Möglichkeit. In der Einsamkeit dieser Landschaft würde ich mich vielleicht nicht mehr bloß wie die übrig gebliebene Hälfte eines Paares fühlen.

Auf nach Finnland

Ich habe eine kleine Hütte direkt an einem See in der Nähe des Polarkreises gebucht. Das einzige Kriterium, das ich in die Suchmaschine des Internet-Reiseveranstalters eingab: »größtmögliche Entfernung zum nächsten Nachbarn.« Und klein sollte sie sein, ein Puppenhaus für genau eine Person. Was bei meiner Suche herauskam, ist nicht nur das einsamste, sondern auch das billigste Häuschen, das zu haben war. Umso besser!

Ich beginne meine Finnlandreise mit bitter-süßem Tangokonfekt. Die Finnen, die mindestens ebenso tangoverrückt sind wie die Argentinier, haben in einem winzigen Ort namens Seinajoki ein Tangofestival, das seinesgleichen sucht. Das ganze Dorf wird zur Tanzfläche. Sogar den Sumpf legen sie mit Brettern aus. Das Durchschnittsalter der Tänzer ist hoch, und etwas anderes als finnisch wird hier nicht gesprochen, aber das mindert den Charme der Veranstaltung nicht im Geringsten. Ich tanze mir die Seele aus dem Leib, lächle in Ermangelung von Worten, bis meine Gesichtsmuskulatur schmerzt, und die Absurdität meines Hierseins lenkt mich ein paar Tage lang von meinem Kummer ab. Dann decke ich mich mit Lebensmitteln für zehn Tage ein, besteige einen Bus und

noch einen und dann noch einen, bis ich mit Trekking-Rucksack und Einkaufstüten bepackt in einem Dorf aussteige, das nur aus drei Häusern und einer Tankstelle besteht. Hier werde ich von einem freundlichen älteren Herrn abgeholt. Während sein kleiner Wagen über endlose staubige Schotterwege holpert, zählt mein Gastgeber alle deutschen Fußballvereine und -spieler auf, die er kennt. Es ist eine beachtliche Anzahl. Ich kann da nicht mithalten. Aber da das seine einzigen nicht finnischen Worte sind, bleibt es unsere einzige Konversation.

Die erste Nacht ist kurz. Das liegt weniger an dem ungewohnt schmalen Bett und dem rettungslos zerschlissenen Moskitonetz als an diesem seltsamen Licht. Die Nacht besteht nur aus einer kurzen rosafarbenen Dämmerung, dann klettert die Sonne schon wieder zügig in Richtung Zenit. Seit Sonnenaufgang sitze ich auf der kleinen Holzbank auf meinem Steg. Der See ist gleich vor dem Haus. Es ist ein großer See. Man kann das gegenüberliegende, dicht bewaldete Ufer kaum erkennen. Der Steg besteht aus einer kleinen Terrasse mit Bank, Stuhl und Tisch. Darauf dampft schon der Tee, den ich mir gerade auf dem Gaskocher zubereitet habe. Das winzige Häuschen ist nach Nordosten ausgerichtet und hat auch eine kleine Sauna. Die ist den Finnen fast noch wichtiger als ihr Haus. Später wird die Sonne wohl hinter den Bäumen, die nahe am Haus eine undurchdringliche Mauer bilden, verschwinden und den Steg im Schatten lassen. Das ist wahrscheinlich auch gut so, denn schon die Morgensonne ist so heiß, dass ich nackt hier sitzen kann. Hülle um Hülle habe ich bereits fallen lassen, seit ich mich mit Anorak und Fleecehose in den rosa Morgennebel

setzte. Hier also will ich zu mir finden. – Wobei: Ohne eine Portion »Bei-mir-Sein« wäre ich wohl gar nicht hier. Nun meldet sich ein Frühstückshunger; ich werde ihm nachgeben und später weiterschreiben.

Seit zwei Stunden versuche ich zu fischen. Der Steg liegt längst im Schatten, und so nahm ich mir das alte Ruderboot, das am Ufer lag, und ruderte hinaus auf den See. Eine improvisierte Angel fand ich im Schuppen neben dem Plumpsklo, und Würmer gibt es hier genug. Doch es ist wie verhext: Immer wenn ich die Leine wieder einhole, ist zwar der Wurm verschwunden, aber ein Fisch hängt nicht am Haken. Die Biester scheinen klüger zu sein, als ich dachte. So läuft das Ganze wohl auf eine kostenlose Fischspeisung hinaus, während meine Kost notgedrungen vegetarisch bleiben wird.

Immerhin: Die Sauna ist einfach zu bedienen. Ich habe schon Holz geholt und werde mir heute Abend so richtig einheizen. Nach jedem Saunagang in den dampfenden See zu steigen, darauf freue ich mich jetzt schon! Alles ist so herrlich einfach hier. Kein Strom, kein fließendes Wasser; mir wird bewusst, mit wie viel überflüssigem Luxus ich mich selbst in meiner halb leeren Wohnung noch umgebe. Ich werde zu Hause erst einmal gründlich ausmisten. Gerade hat sich ein Schmetterling auf die gegenüberliegende Seite meines Tagebuches gesetzt. – Nein, mir fehlt es hier wirklich an nichts.

Die Stille ist unbeschreiblich. Sie hüllt mich ein wie eine weich wattierte Jacke. Keine wild schlagenden Kirchturmglöcker, kein Gekläffe und Gehupe, keine Rasenmäher am Samstag. Nur der See und dieses

unwirkliche Licht. Mit den Mücken und den Bremsen habe ich mich einigermaßen arrangiert. Ich bat sie, mich wenigstens an meinem Steg unbehelligt zu lassen, und sie versuchen offenbar wirklich, sich daran zu halten. Aber wehe, ich verlasse meinen Steg! Dann fallen sie umso gnadenloser über mich her. Ausflüge in den Wald zu unternehmen dürfte nahezu unmöglich sein. Abseits der staubigen Schotterstraße ist das Unterholz undurchdringlich, und die kleinen Biester saugen einen bis zum letzten Blutstropfen aus. Ich verzichte auch darauf, mein Wasser von der Quelle im Wald zu holen, die mir mein finnischer Gastgeber zeigte, und trinke stattdessen lieber direkt aus dem See. Ich lasse beim Schwimmen einfach den Mund offen.

Erstaunlicherweise lese ich hier wenig – viel weniger, als ich mir vorgenommen hatte. Aber lasse ich mich von meinen mitgebrachten Büchern unter Druck setzen? Nein, sollen sie doch ungelesen verschimmeln! Ich döse stattdessen einfach vor mich hin. Es erscheint mir unvorstellbar, dass ich mich hier langweilen könnte. Dazu ist das Licht zu prächtig, die Luft zu würzig und die Geräusche der Natur zu aufregend, wenn man die Stille erst einmal verstanden und gemerkt hat, dass sie in Wirklichkeit gar nicht so still ist. Vor allem die Nacht ist hier viel zu abwechslungsreich und schön, um sie zu verschlafen. Eine einzige lange Dämmerung ist das, voll fremdartiger Laute und ständig wechselndem Licht. Ich schlafe nur in den Mittagsstunden ein bisschen.

In dieser Nacht muss ich doch kurz eingenickt sein auf meiner Bank, und das, obwohl ich diese herrliche Vollmondnacht eigentlich auf gar keinen Fall habe versäumen wollen. Ich wache auf aus einem seltsamen,

sehr lebendigen Traum. Darin begegnete ich einem großen weißen Polarwolf. Er sah mich aus seinen gelben Augen tief an und berührte sanft meine Stirn. Dann rieb er seine Schnauze an meinem Gesicht und streichelte mit der Pfote meinen Arm. Er saß so dicht hinter mir, dass ich seine warme behaarte Brust an meinem Rücken spüren konnte. Schließlich ließ ich mich fallen und kuschelte mich in sein weiches Fell. Was für ein schöner Traum! Bin ich schon so ausgehungert?

So ein unwirkliches Licht

Heute ist ein seltsamer Tag. Das milchige Licht ist verwirrend diffus, und die kleinen Blutsauger sind noch angriffslustiger als sonst. Heute halten sie sich an keine Vereinbarung. Auch die Krähen krächzen nervös. Gerade als ich mich in mein Buch vertiefen will, knackt es über mir unheilvoll. Im selben Moment schlagen fast gleichzeitig drei schwere Kiefernzapfen dicht neben mir auf dem Steg auf. Sie verfehlen mich nur um Haaresbreite. Nein, Schluss jetzt! Hier habe ich heute keine Ruhe mehr zum Dösen oder Lesen. Ich fühle mich ungeliebt und vertrieben. Erinnerungen an die Trennung von Richard kommen hoch. Keiner will mich, nicht einmal die Natur hier in dieser menschenleeren Wildnis! Den Mücken zum Trotz mache ich jetzt doch einen Spaziergang. Vielleicht wird mich das aufheitern oder wenigstens ablenken. Irgendeinen Weg durchs Unterholz werde ich mir schon bahnen. Ich nehme einfach das kleine Beil mit, das ich im Schuppen gefunden habe.

Hinter dem dichten Wäldchen kommt gleich die Straße. »Straße« ist eigentlich eine hochtrabende Bezeichnung für einen staubigen Sandweg, der nirgendwohin führt. Keine Autos, keine Menschen in dieser gottverlassenen Gegend, nur diese trübe und doch sengende Sonne und Heerscharen von Moskitos. Aber gut, das hatte ich mir so ausgesucht. Mein Ziel ist der große graue Berg vor mir, eine ferne Silhouette in diesem unwirklichen Licht.

Das ständige Summen der gierigen kleinen Vampire macht mich wahnsinnig. Auch die endlosen Lupinenfelder mit ihren leuchtenden Farben können meine Stimmung nicht aufhellen. Ich laufe immer schneller, gerade so, als könnte ich den Mücken und meiner Trauer davonlaufen. Endlich erreiche ich den Wald am Fuß des Berges. Nicht dass mir der Wald Schutz vor den kleinen Biestern böte, im Gegenteil. Ich wehre mich nur nicht länger und überlasse ihnen einfach meinen Körper. Die Stiche jucken ohnehin nur kurze Zeit. Offenbar kommen die Mücken hier mit so wenig Gift in Berührung, dass ihre Bisse schnell wieder abschwellen.

Tatsächlich finde ich einen schmalen, kaum erkennbaren Pfad durch das Walddickicht. Er führt geradewegs zum Fuß einer Felswand. Kletternd suche mir einen Pfad über Ritzen und Mulden nach oben. Die Hälfte der Strecke lege ich auf allen vieren zurück. Das konzentrierte Klettern lenkt mich tatsächlich von meinen Gedanken ab. Weiter oben gibt es keine Bäume mehr, nur noch kleine verwachsene Sträucher. Es ist nicht mehr weit bis zum Gipfel. Der Ausblick ist atemberaubend. Die einsame Seenlandschaft liegt unter mir wie eine Landkarte. Keine Anzeichen von menschlicher Besiedelung weit und breit. Zu meiner Überraschung stelle ich fest, dass ich mich auf einer

Halbinsel inmitten eines riesigen Sees befinde, deren höchster Punkt der Felsen ist, auf dem ich stehe. Das Lupinenfeld mit der staubigen Straße ist die einzige Verbindung zum Festland. Direkt unter mir sehe ich tief im dichten Wald einen kleinen schwarzen Tümpel. Dieses schwarze Auge übt eine große Anziehungskraft auf mich aus. Ich weiß nicht, ob es mir gelingen wird, durch das Dickicht zu dem kleinen Moorsee vorzudringen, aber ich will es versuchen.

Mithilfe des Beils bahne ich mir einen Weg durch den von Mücken verseuchten sumpfigen Wald. Der See ist tiefschwarz, kein Grund zu sehen - nirgendwo. Ohne zu überlegen, reiße ich mir meine verschwitzten Kleider vom Leib und stürze mich ins Wasser. Es ist warm, braun und weich, ganz anders als das kalte, klare Wasser des großen Sees. Als ob es nicht dasselbe Element wäre. Ich genieße es, mich auf diesem dunklen, grundlosen Wasser treiben zu lassen.

Womit ich allerdings nicht gerechnet habe, ist, dass es zwar leicht ist, hineinzukommen in das moorige Wasser, aber nahezu unmöglich, wieder hinauszugelangen. Zunächst versuche ich, an der Stelle aus dem Wasser zu kriechen, an der meine Kleidung liegt. Doch es ist wie ein böser Traum. Je näher ich dem Ufer komme, desto tiefer versinke ich im moorigen Grund. Schwimmend sehe ich mich um. Überall sieht das Ufer gleich aus. Langsam steigt Panik in mir hoch. Soll ich etwa in diesem düsteren Moorsee ertrinken? Ich zwingen mich zu einer klaren Analyse meiner Lage und suche schwimmend das Ufer nach etwas Festem ab, das mir Halt zum Aussteigen bieten könnte. Doch das Wasser ist so trüb, dass ich kaum ein paar Zentimeter weit nach unten blicken kann. Ich

beschließe, trotz meiner Erschöpfung nur noch mit der Kraft meiner Arme am Ufer entlangzuschwimmen und meine Beine dabei wie ein Lot in die Tiefe baumeln zu lassen. Endlich ertaste ich unter der Wasseroberfläche einen flachen Felsen, der mir als Ausstieg dienen könnte. Mehrmals rutsche ich von dem glitschigen Stein ab, doch dann gelingt es mir, darauf zu stehen. Und nun? Beim ersten Schritt vom Felsen ans Ufer versinke ich gleich wieder bis zu den Schenkeln im Morast. Aber dem See bin ich glücklich entronnen!

Irgendwie gelingt es mir, splitternackt durch den Schlamm robbend, die hundert Meter bis zu meinen Kleidern zurückzulegen. Als ich endlich mein T-Shirt im Gestrüpp am Ufer hängen sehe, bin ich erleichtert. Ich sehe zwar aus wie eine Moorleiche, aber ich habe es geschafft! Ich traue mich natürlich nicht mehr ins Wasser, um mich zu waschen. Also steige ich, schlammig wie ich bin, in meine Kleider. Es ist ein seltsames Gefühl, als der Schlamm auf dem Rückweg an meinen Armen und Beinen langsam zu einer dünnen Kruste trocknet. Nur an den Stellen, an denen ich schwitze, fließt er an mir herunter. Ich versuche mich damit zu trösten, dass das sicher sehr gesund ist und auch dazu beiträgt, dass meine Stiche weniger jucken.

Die Dämmerung hat längst eingesetzt, als ich endlich und sicher nicht auf dem direktesten Weg zu meiner Hütte zurückfinde. Es muss schon lange nach Mitternacht sein. Ich heize die Sauna an und reinige mich im klaren Wasser meines - wie ich nun weiß - riesigen Sees. Eigenartig, dass dieser kleine Moorsee, der mich fast als Leben gekostet hätte, unschuldig eingebettet wie ein Embryo in diesem großen See liegt. Ich bringe beides in meiner Vorstellung

nicht zusammen. Es ist wie ein Traum. Der Traum entsteht in mir, kommt aus mir und hat doch etwas ganz Eigenes, Fremdes, scheinbar nicht zu mir Gehörendes - so wie dieser kleine schwarze See im großen blauen See.

Nach meinem bestandenen Abenteuer mache ich mir heute einen faulen Tag. Ein paar Seiten in meinem Buch, dann wieder dösen, Spaghetti mit Pesto und wieder dösen. Alles ist friedlich, sogar die Kiefer über mir. Selbst den Bremsen und den Mücken scheint es zu heiß zu sein. So kann ich es richtig genießen, nackt im Halbschatten auf meiner Decke zu liegen. Hier, am äußersten Ende des Stegs, fällt gerade die richtige Dosis Sonne durch die Zweige.

Ich bin schon fast eingenickt, da spüre ich einen heißen Atem an meiner Stirn. Als ich die Augen öffne, blicke ich in die gelben Augen eines Wolfs! Ich bin sofort hellwach und zu Tode erschrocken. Einem tiefen Urinstinkt folgend, denke ich nur noch an Flucht. Aber da der Wolf mir den Weg zum Haus abschneidet, bleibe mir nur der Sprung ins eiskalte Wasser des Sees, wohin er mir leicht folgen könnte. Er ist sicher ein besserer Schwimmer als ich. Während mir solche Gedanken durch den Kopf jagen, bleibe ich äußerlich regungslos wie unter Schock. Das Tier scheint lange nicht so erschrocken wie ich, weicht aber angesichts meiner verängstigten Reaktion respektvoll einige Meter zurück. Ich bin für ihn wahrscheinlich nichts als ein nacktes zitterndes Bündel Fleisch. Wir schauen uns lange in die Augen, als ob er darauf warten würde, dass ich mich endlich beruhige. Schließlich trollt sich der Wolf genauso lautlos, wie er gekommen ist. Ich bin immer noch dabei, mich von dem Schreck zu erholen. Aber dieser Blick! - Diese warmen gelben Augen!

Erst nach und nach wird mir die Kostbarkeit dieser Begegnung bewusst. Ärgerlich die Angst, mit der ich reagiert habe! Ich wünschte, der junge Wolf würde noch einmal wiederkommen, dann würde ich versuchen, anders zu reagieren. Aber er kommt nicht mehr. Was soll er auch mit mir anfangen, einem ängstlichen nackten Menschenweibchen? Er ist sicher längst weitergezogen, um sich eine hübsche Wölfin zu suchen und mit ihr ein neues Rudel zu gründen. Ich notiere: Den »bösen Wolf« muss nur fürchten, wer ein Schaf ist. Und wie zur Strafe für meine nachträgliche Aufmüpfigkeit knallt wieder ein dicker Kiefernzapfen neben mir aufs Holz. Und noch einer. Ich glaube, es ist besser, wenn ich mich erst einmal aus der Schusslinie begeben.

Ein anonymes Auftrags

In dieser Nacht träume ich wieder. Eine weibliche Stimme fordert mich auf, ein Buch über Religion zu schreiben. Absurd. Ich kann ihr nur so viel antworten: Für anonyme Aufträge jedweder Art bin ich erstens nicht zu haben. Zweitens gibt es wohl kaum etwas, mit dem ich mich weniger auskenne und für das ich mich weniger interessiere als Religion. Ich bin im unerschütterlichen Glauben an die restlose rationale Erklärbarkeit der Welt aufgewachsen. Meine Mutter war Atheistin, und mein Vater traute sich nicht zuzugeben, dass er doch an so etwas wie Gott glaubte. Weihnachten ließ meine Mutter als »Brauchtum« durchgehen. Dabei betonte sie immer, dass es eigentlich heidnischen Ursprungs sei. Meine Schwester und ich beteten heimlich vor dem Schlafengehen. Es war

wie das Morsen an der Gefängniswand. Irgendetwas musste da draußen sein, was allem einen Sinn gab, gütig und gerecht war und mächtiger als unsere Eltern. Wir beneideten unsere Freundinnen heimlich um ihren Glauben an Gott. Aber Religion? Das erschien uns dogmatisch und intolerant und irgendwie unanständig.

Inzwischen gehören Yoga und Meditation zu meinem Alltag wie das Zähneputzen, aber das hat rein pragmatische Gründe, und ich betrachte es keineswegs als Religion. Meditation ist mein (zumeist) hilfloser Versuch, den mehr oder weniger fröhlichen Lärm in meinem Kopf für Augenblicke zum Schweigen zu bringen oder wenigstens zur Abwechslung mal von außen zu betrachten. Yoga war das Einzige, was mir vor Jahren half, nach einem Fahrradunfall mein Schleudertrauma in den Griff zu bekommen. Wobei »Yoga« bei mir eine kreative Mischung aus Feldenkrais, Pilates, Hatha-Yoga und einigen osteopathischen Übungen ist, die mir ein Schulmediziner nach meinem Unfall für neunzig Euro pro Viertelstunde verkauft hat. Das fand (und finde ich immer noch) unanständig, aber die Übungen helfen.

Als Kind bewunderte ich meinen Vater, weil er auf jede meiner Fragen eine Antwort hatte. Egal ob es um das Innenleben eines Ameisenhaufens ging oder um die Frage, warum die Goldfische in dem zugefrorenen kleinen Gartenteich, den wir zusammen angelegt hatten, nicht erfroren. Für alles hatte er eine Erklärung. Sein Wissen musste grenzenlos sein. Leider war es das nicht, wie sich später herausstellte, aber seine Fantasie bewundere ich heute noch. Er war ein grandioser Geschichtenerzähler, dem ich viel Inspiration und womöglich auch das »Geschichtenerzähler-Gen« (falls es so etwas gibt)

verdanke. Trotzdem war es ernüchternd, als meine Freundin mithilfe ihres Kinderlexikons nachwies, dass erschreckend viel von dem, was mein Vater erzählte, nicht stimmte. Ich schämte mich vor meiner Freundin, weil ich mein vermeintliches Wissen so vehement verteidigt hatte. Aber noch schlimmer als die Scham war der Abgrund, der sich plötzlich vor mir auftat. Mir war der Boden unter den Füßen weggerutscht, denn nun musste ich ja alles überprüfen, was ich je von ihm gelernt hatte. Da half auch die Gewissheit wenig, dass mein Vater dies nicht aus Gemeinheit tat, sondern um mich nicht zu enttäuschen. Einerseits konnte ich ihm das schlecht verübeln, andererseits hatte er mir alles genommen, worauf sich mein unstillbarer Wissensdurst gestützt hatte. Das Fundament meines Weltwissens war eingestürzt. Zum ersten Mal waren da die Zweifel.

So wurde ich zur eifrigen Lexikonleserin. Denn zusammen mit meinem Vater hatten gleich alle Erwachsenen ihre Autorität eingebüßt. Es war zwar aufwendig, alles im Lexikon nachzulesen, aber lohnend. Ich fand oft genug heraus, dass auch meine Lehrer irrten oder uns zumindest ungenaue Informationen gaben. In solchen Fällen fühlte ich mich verpflichtet, meine Mitschüler darüber aufzuklären. Das hatte zur Folge, dass ich weder bei meinen Mitschülern noch bei meinen Lehrern beliebt war. Meine Mitschüler fanden es zwar unterhaltsam, die Lehrer bloßzustellen, aber ein »Streber« war ich in ihren Augen trotzdem. Immerhin konnte mir keiner mehr etwas vormachen. Der imposante zwanzigbändige Brockhaus, der die gesamte Länge des Regals im Arbeitszimmer meines Vaters ausfüllte, wurde zu meinem Bollwerk gegen Zweifel

und Unwissenheit und zum Grundstein für meine Unabhängigkeit.

Zweifel an der Unfehlbarkeit des Lexikons kamen erst später. Dass »Lehrmeinung« nicht unbedingt mit »Wahrheit« gleichzusetzen ist und »Wahrheit« überhaupt eine komplizierte Angelegenheit ist, lernte ich erst, als ich begann, mich mit Quantenphysik zu beschäftigen. Zunächst freute es mich diebisch, dass die Quantenphysik jene ungeliebte Physik, die ich in der Schule mit mäßigem Interesse verfolgt hatte, bis zur Unkenntlichkeit relativierte. Später öffnete sie mir Räume des Denkens, die für mich vorher unvorstellbar gewesen waren. Und was so außergewöhnlich für mich war: Sie öffnete diese Räume mit Fragen, anstatt sie mit Antworten zu verschließen.

»Ordnung ist das halbe Leben«, lernten wir in der Schule. Es war eines der wenigen Dinge, die ich nicht bezweifelte. Strukturen bieten nicht nur Sicherheit, sie sind auch einfach schön. Zählen lernte ich, indem ich anfang, alle Zahlen hintereinander in ein Heft zu schreiben. Dabei wechselte ich bei jeder Zahl den Filzstift, bis ich einmal durch meine Filzstiftsammlung durch war. Danach begann ich wieder von vorn. Ich kam bis 3475. Dann streikten meine Filzstifte, und dann erst glaubte ich meinem Vater, dass es ein aussichtsloses Unterfangen sei, alle Zahlen aufzuschreiben. Als ich aufgab, malte er für mich drei Punkte und eine liegende Acht unter die letzte Zahl. Damit war meine »Doktorarbeit« beendet. Vielleicht war es auch meine erste Meditation. Aber ich war unzufrieden. Ich hatte aufgegeben. Die Zahlen waren noch nicht gebannt.

Also suchte ich mir später einen Beruf, der es mir erlaubte, mein sportliches Ringen mit den Zahlen sinnstiftend fortzusetzen. Nach dem Studium fing ich in